

3

Zen ist nicht »light«

Schaut man sich die moderne Bildsprache von Lifestyle- oder Reisemagazinen an, entsteht immer mehr der Eindruck, dass die Welt heute oft in einer Art »Light-Version« dargestellt wird. Wurde beispielsweise vor 20 Jahren in einem New-York-Heft noch kritisch über die Probleme der Metropole berichtet, so geht es heute hauptsächlich darum, die Stadt »schön« darzustellen. Esskultur für das gehobene Bürgertum ist wichtiger als die Auseinandersetzung mit den Problemen der Schwarzen in Harlem, die Bronx existiert in den meisten New-York-Reiseheften gar nicht mehr. Städteansichten erscheinen häufig in der blauen Stunde, leicht überbelichtet; bei Menschendarstellung werden meist die Schönen und Erfolgreichen ausgewählt; die Welt wirkt oft schönheitsoperiert, geliftet und fettabgesaugt.

Wenn wir Zen in der Fotografie verwirklichen wollen, so möchte uns Zen nicht zu dieser gelifteten Light-Version der Welt leiten. Zen ist nicht oberflächlich, sondern führt uns in die Tiefe, in die Tiefe unseres Selbst, und prägt damit den Blick auf die Welt aus dieser eigenen Tiefe heraus. Zen wird uns zu einem fotografischen Blick leiten, der aus der Stille und Unvoreingenommenheit des Geistes die Welt unmittelbar betrachtet, ohne vorgefertigte Schublade oder Konzepte darüber, wie die Welt sein sollte. Dazu gehört es, dass wir uns in einem längeren Prozess von vorgefertigten Denkmustern und Klischeevorstellungen befreien. Eine Befreiung von Klischeevorstellungen bedeutet gleichzeitig eine Befreiung von Fremdbestimmung, denn ein Klischee

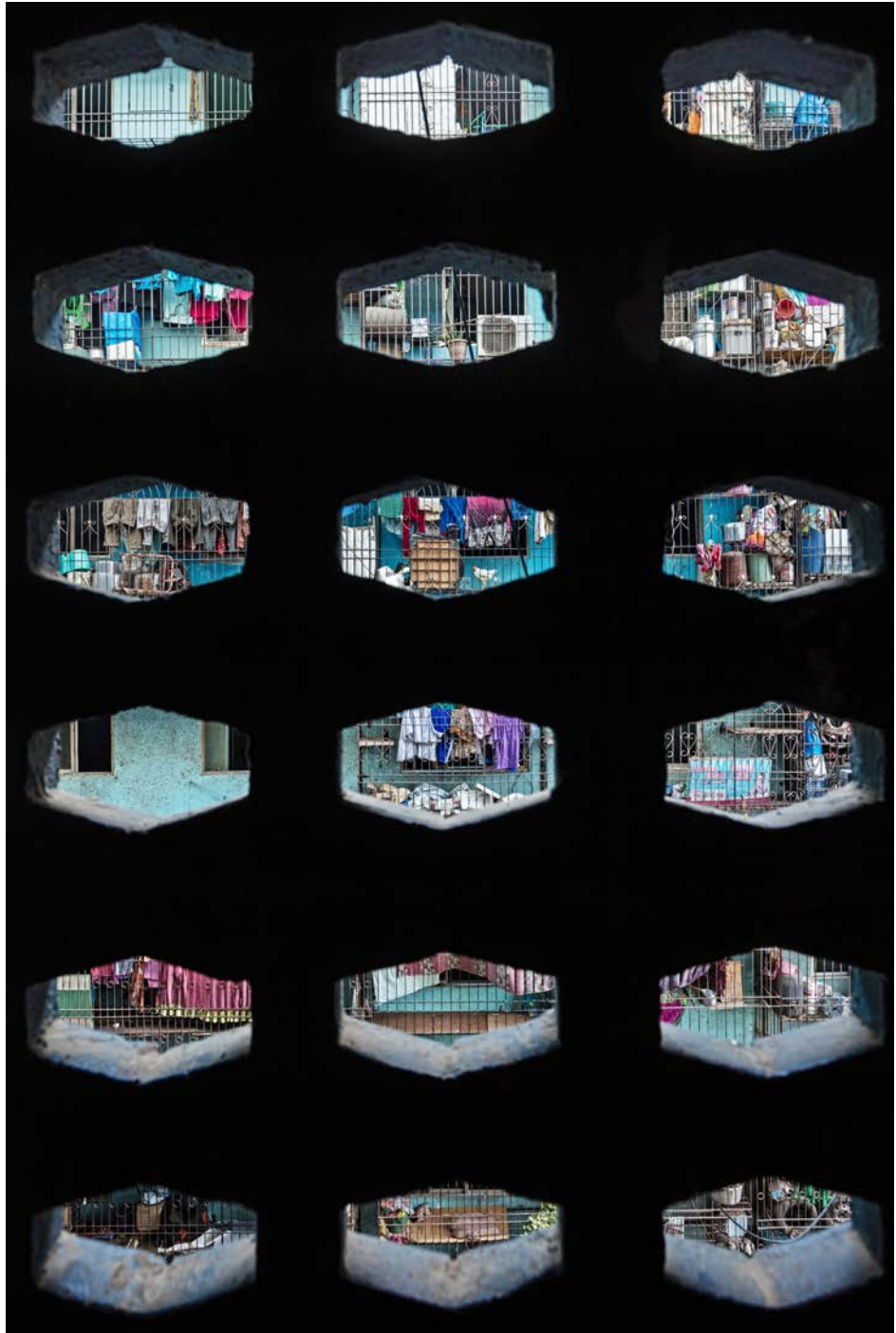
» Zen wird uns erkennen lassen, dass die Welt, so wie wir sie wahrnehmen, ein facettenreiches Spiegelbild unserer eigenen Seele ist. «

ist ein vorgefertigtes Denk- oder Vorstellungsmuster, das andere uns vorgegeben haben. Es entbehrt einer tieferen eigenständigen Auseinandersetzung mit einem Thema oder einer Weltsicht. Will man zu einer eigenen Ausdrucksform in der Fotografie finden, ist es deshalb so wichtig, Klischees zu durchschauen und sich von ihnen zu befreien. Dabei kann die Meditation eine große Hilfe sein. Zen wird uns nämlich erkennen lassen, dass die Welt, so wie wir sie wahrnehmen, ein facettenreiches Spiegelbild unserer eigenen Seele ist. Und die Bilder, die wir mit unserer Kamera machen, stellen genau den Schnittpunkt dar zwischen unserer eigenen Innenwelt und der Außenwelt, die wir zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort mit einem bestimmten Ausschnitt einfangen.

Auf dieses Zusammenspiel von innerer Befindlichkeit und äußerer Wirklichkeit gehe ich noch ausführlich im Kapitel »Innere und äußere Landschaften« (Seite 102) ein.

Durch die Praxis der Zen-Meditation kommen wir leichter dahin, Bilder zu fotografieren, die aus der Tiefe kommen und somit die Kraft haben, auch andere Menschen zu berühren. Solche Fotos können durchaus schön sein, aber sie werden keine Light-Version der Welt abbilden. Der Frage, wie man das sogenannte Schöne darstellen kann, ohne dabei ins Seichte abzudriften, ist in diesem Buch auch ein ganzes Kapitel gewidmet.

Dieses Foto ist nicht »light«, es ist durch die Fenster eines Treppenflurs, in einem Mumbaier Slumviertel fotografiert. Auch hier war es wichtig, mit Muße und Empathie lange nach einem Motiv zu suchen, dass die enge Bebauung und die »Käfigstruktur« der aneinander gereihten Fenster auf etwas unkonventionelle Weise deutlich macht.





Diese junge Frau in einem Slum von Mumbai hat ein besonders ausdrucksstarkes Gesicht, das man in einem nicht klischeehaften Sinn als schön bezeichnen kann. Hätte sie gelächelt, wäre das Foto nur eine Momentaufnahme, so aber enthüllt es etwas über den Moment Hinausweisendes, Allgemeingültiges und ist eine Milieuschilderung.